

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 48.

Samstag, 26. Februar.

1916.

(18. Fortsetzung.)

Anne-Marie.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ilse-Dore Tanner.

Anne-Maries Arbeit in der Bibliothek machte gute Fortschritte, aber nicht nur das machte ihr Freude, sondern vor allen Dingen die große Förderung, die ihr Geist dadurch erfuhr. Vom Kleinen ins Große erschlossen sich ihr immer reichere Schätze an Wissen und Können. Und nicht nur in der Bibliothek fand sie ihrer Arbeit Glück, auch die Kunstkannungen des Geheimrats gaben ihr reichen Gewinn.

Die italienische, die vorraphaelitische, die niederländische, die mittelalterliche deutsche, die französische und englische Kunst und die Kunstepochen, die früher rein theoretisch ihrem Wissen eingeprägt gewesen, hier lernte sie sie durch den Augenschein begreifen.

Es war ganz langsam gekommen, nach und nach, daß aus dem kurzen Gruß, den sie mit Thomas Sellerfort wechselte, wenn er zur Arbeit in die Bibliothek kam, oder aus den Kunstfäden kommend, sich an dem großen Mittelisch der Bibliothek Notizen machte, längere Gespräche wurden. Und das kam vielleicht, weil sie sich gegenseitig wie zwei Rätsel gegenüberstanden. Dr. Sellerfort hatte ihr erzählt, daß sein Vater, nachdem er sich nach seinem Studium auch praktisch als Ingenieur in anderen großen und in den eigenen Werken betätigt hatte, ihm zwei Jahre Urlaub bewilligt habe. Davon war er fast ein Jahr auf Reisen gewesen, wollte vier Wochen daheim bleiben und dann wieder auf Reisen gehen.

„Also nur vier Wochen!“ dachte Anne-Marie erfreut bei sich, „in vier Wochen werde ich wieder ganz allein sein, mit meinen Büchern —“ und nach drei Wochen schon war es ihr, als wenn sie etwas entbehre, wenn nicht bei ihrem Kommen Thomas Sellerfort arbeitend am großen Mittelisch der Bibliothek saß oder wenn gegen 11 oder 12 Uhr mittags nicht seine Schritte über den Teppich klangen. Sie hatten zuerst, wie am ersten Tage, nur knappen Gruß gewechselt — dann hatte hin und wieder ein kurzes fragendes oder erklärendes Wort über den Stand ihrer Arbeiten den Weg gefunden von einem zum anderen. Auch seine Antwort, die zum Teil das Rätsel löste, das sie sich aufgegeben: Weshalb der Mann mit dem reichen Kunstverständnis Ingenieur geworden.

„Ich mußte das werden, Fräulein Müller, denn ich muß doch das ganze Fach beherrschen, das Güttensach, den Maschinenbau, die Kohlengruben, wie sollte ich je die Leitung solcher Werke übernehmen können, wenn ich nicht Einblicke und Kenntnisse über alles hätte, was dazu gehört? Die Beschäftigung mit der Kunst darf mir nur Liebe und willkommene Erholung sein.“

„Aber wenn man sich nicht gern mit praktischen Dingen — mit Dingen des Maschinenbaues, der Güttenswerke befaßt, dann ist das doch sehr schwer.“

„Es gehört Energie dazu, mein gnädiges Fräulein, und diese Energie hat mir — wie soll ich sagen — ein glütiges Geschick als Erbteil mitgegeben — aber sie konnte — das sage ich freimütig — noch größer sein

bei mir, könnte Kunst und Wissenschaft ganz beiseite geschoben haben. Deshalb schähe ich an den Menschen nächst ihrer Güte und Ehrenhaftigkeit im allgemeinen nichts höher ein als die betätigte Energie des Wollens im Besonderen.“

Eine helle Röte stieg in Anne-Maries Gesicht, sie beugte ihren Kopf tiefer auf ihre Arbeit, damit Dr. Sellerfort ihr Erröten nicht sehen sollte. Es war wie eine Anerkennung ihres Schrittes, das fürstliche Elternhaus zu verlassen und ihr Leben auf sich selbst zu stellen — und dieses Lob, das ihm selbst doch ganz unbekannt war — beglückte sie.

Energie! Sie hatte ja auch Energie bewiesen. Gleich darauf ärgerte sie sich, was ging es sie eigentlich an, welche Eigenschaften Dr. Thomas Sellerfort, der Sohn ihres Bruders, wie sie in ihren Gedanken oft den Geheimen Kommerzienrat nannte, in den Menschen liebte.

„Maschinen sind mir schrecklich“, sagte sie, um doch etwas zu antworten, „sie sind so unpoetisch, so unruhig, so unbarmherzig, sie verlangen so viel von den Menschen, die sie bedienen und die an ihnen selbst fast zu Maschinen werden.“

„Das Leben ist auch unbarmherzig, Fräulein Müller, auch ohne Maschinen, es war mit Ihnen auch nicht barmherzig, als es Sie in einen Beruf zwang.“

Thomas Sellerfort konnte man nicht den Fehler der Neugier nachsagen, aber er hätte doch gern gewußt, welche Verhältnisse ein Mädchen wie Anne-Marie Müller, das — trotz allem und allem — die unverwundbaren Manieren der großen Dame hatte, in eine Sekretärin gestellt gebracht hatten. Bei Tisch hatte Frau Dr. Raspers gemeint, daß ein eigentümliches Dunkel über Fräulein Müllers häuslichen Verhältnissen schwebte. In der Art geschwätiger, in Kleinlichkeiten sich erschöpfender Frauen malte Frau Dr. Raspers alle Möglichkeiten aus, weshalb Anne-Marie so verstockt war.

„Ja, aber das ist doch ganz gleichgültig, wenn Fräulein Müller ihre Schuldigkeit tut, nur den Fehler hat, sich zu sehr für sich zu halten, so ist doch das kein Grund zu allen möglichen Bedenkllichkeiten.“ Thomas Sellerfort, der sich bisher nicht am Gespräch beteiligt hatte, sagte es zwar mit fester Stimme, aber das aufmerksame Ohr des Geheimen Rats hörte einen feinen, besonderen Unterton heraus.

„Dieses Fräulein Müller muß ja ein ganzes Unikum sein, daß man sich hier so eingehend mit ihr beschäftigt. Diese Ehre ist, soweit ich weiß, noch keiner Sellerfortschen Sekretärin geworden.“

Milla Hofmann, eine Nichte Frau Dr. Raspers, und eine Enkelin eines Jugendfreundes des Hausherrn, hatte das Wort genommen.

Ihre Stimme klang hell und schrill, und die dunklen schwarzen Augen in dem brünetten Gesicht blühten etwas herausfordernd und boshaft, um sich aber gleich darauf wie erkappt zu senken, als Thomas Sellerfort sie mit einem offenen Blick des Staunens sah. Dann sagte

er langsam und betont: „Ja, Fräulein Hofmann hat recht, ich weiß gar nicht, warum von Fräulein Müller überhaupt gesprochen wird — ich staune, daß man sie allgemein so interessant findet.“

Und doch war seine Ruhe unecht, doch gingen, während er sprach, seine Gedanken in die Bibliothek zu dem blonden hochgewachsenen Mädchen mit dem seltsam verschleierte Blick, doch wunderte auch er sich ganz heimlich, daß sie so fremd, so fern, in der Pension auch den freundlichen Annäherungen der Damen des Hauses so vollständig unzugänglich blieb.

Der Geheimrat freute sich, daß sein Sohn Mila Hofmann beistimmte, Mila Hofmann hatte er aufwachsen sehen, sie war ein liebes, lustiges, oft von Lebensfreude überprudentes Ding, das ihm wie dazu gemacht schien, die Gattin seines etwas schwerblütigen, gelehrten Sohnes zu werden. Sie hatte zwar nur ein ganz kleines Vermögen, lebte in der Obhut der Familie eines Verwandten, des Bruders von Frau Dr. Kaspers, aber Gott sei Dank, auf Vermögen brauchte ja der einzige Sohn des millionenreichen Geheimrats Selterfort nicht zu sehen.

Er hatte sich zwar nie besonders mit Mila Hofmann, die fast jeden zweiten Sonntag im Hause des Geheimrats verlebte und dann mit Frau Dr. Kaspers in irgendein Theater ging, beschäftigt, aber der Geheimrat schob das auf die Doppelinteressen des Sohnes und hoffte von seinem diesmaligen Berliner Aufenthalt eine Annäherung.

Die ganze lange Nacht hatte Thomas schlaflos verbracht, wie Schuppen war es ihm gestern von den Augen gefallen — sein Vater würde es gern sehen, daß er Mila Hofmann heiratete. Der alte Herr, der sich von der Leitung der Geschäfte zurückziehen und seinem Sohn den ersten Direktorposten übergeben wollte, sobald er von seiner noch ausstehenden Reise heimgekehrt sei, wünschte, er möchte sich dann sofort verheiraten, weil er auch in einer Heirat die Gewähr dafür sah, daß Thomas' Reiselust aufhöre oder daß er eben seine junge Frau mitnähme.

Mila Hofmann war für Thomas Selterfort stets nur oben das elternlose Mädel seines Vaters gewesen, er hatte gelogget mit dem jungen Mädchen, das fünfzehn Jahre jünger war als er, geachtet und es öfter durch kleine Aufmerksamkeiten erfreut, aber heiraten — Mila heiraten — daran hatte er noch nie gedacht. Was er, wenn es ihm in den Sinn gekommen wäre, stets von sich gewiesen, denn er auch nur in Gedanken nie Worte gegeben, das stand plötzlich greifbar deutlich vor ihm, er war noch nie einer Dame begegnet, die einen ähnlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte wie Anna-Marie Müller. Es schmerzte ihn fast, daß er so gar nichts von ihr wußte, aber er konnte ihr darum nicht gürnen. Nun — und wenn ihr Vater verarmt oder selbst vielleicht ohnlos aus dem Leben geschieden war, oder wenn andere traurige Familienverhältnisse vorlagen, ja, was machte sich Thomas in diesen stillen Nachtstunden alles aus — trotzdem vertraute er ihr, trotzdem mußte er, daß er sie liebte und — daß er den Wunsch hatte, sie möchte ihm vertrauen. Nicht heut — nicht morgen, nein — mit der Zeit, wenn sie die Zeit für gekommen erachtete, wo die starre Zurückhaltung weichen wollte. Und doch — er liebte diese Zurückhaltung, die stolze Ruhe und Würde — die ihm zuerst an ihr aufgefallen war.

Aber der Gedanke kam ihm erschreckend — wenn sie nun vielleicht schon gebunden war, ihr ganzes ernstes Wesen in diesem Grund fest verankert lag? Wie glücklich mußte der Mann sein, dem diese grauen, tiefen Augen in Liebe zulächelten, wie geborgen das Haus, das eine solche Hausfrau vorstand.

Erst spät, der neue Tag graute schon, schlief Thomas ein, und es war halber Vormittag geworden, ehe er gefrühstückt hatte, und nachdem er in seinem Zimmer gearbeitet hatte, hinunter in die Bibliothek ging. Anna-Marie saß nicht am Schreibtisch, sondern stand vor dem Schrank mit den altheimischen Werken, aufmerksam ber-

glich sie die Titel der aufgestellten Bücher mit der Liste in ihrer Hand — dann und wann trat sie an den Mittelisch, machte mit einem Buntstift eine Notiz und las weiter.

Thomas blieb an seinem Stuhl am Mittelisch stehen und wartete, bis sie eine Pause machte, dann erst begrüßte er sie in der kühl-höflichen Art, die ihrem Verkehr eigentümlich war. Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, als sie lebhafter als sonst seinen Gruß erwiderte, ein strahlendes Licht stand in den ernsten Augen.

„Guten Morgen, Herr Dr. Selterfort — Sie können mir Glück wünschen, dieser Teil meiner Arbeit, wie ich denke, als erster auch der schwerste — ist soeben fertig geworden. Diese Abtheilung des Kataloges schreibe ich heute ins reine, dann kann sie zum Druck.“

„Nun denn, meinen besten Glückwunsch, Fräulein — Fräulein Müller, gewiß, es ist herrlich, wenn man mit einer etwas schwierigen Arbeit fertig geworden ist.“

„Hoffentlich ist auch Herr Geheimrat damit zufrieden, vielleicht habe ich mich zu früh gefreut, — ich werde es ihm heut' noch schreiben — ich weiß nicht, ob ich Herrn Geheimrat sonst stören darf.“

„Ich werde es gern meinem Vater sagen, wenn ich ihn heut' mittag sehe.“

„Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar — wenn ich es schreibe, vielleicht sähe es auch zu besonders wichtig aus.“

„Nun, mein gnädiges Fräulein, das ist doch auch wichtig.“

Sie erröthete, wie immer, wenn Dr. Selterfort zu ihr gnädiges Fräulein sagte, diese Anrede, die sie an eine andere erinnerte, die sie so lange Jahre zu hören gewohnt gewesen und die sie leichten Herzens mit der anderen vertauscht hatte. Daß gerade Thomas Selterfort so oft gnädiges Fräulein zu ihr sagte, war ihr wie ein Geschenk, denn es war der Beweis, daß er nicht nur die bezahlte Sekretärin seines Vaters, sondern die Dame der guten Gesellschaft in ihr sah.

Er war langsam zu ihr herangetreten und streckte ihr, einem jähen Impuls folgend, seine Hand hin — „nochmals also besten Glückwunsch“ — und sie legte die übrige hinein, die schmale aristokratische Hand, auf der, wenn sie schrieb, oft sein Blick geruht hatte.

Sie war so glücklich über die vollendete Arbeit, daß ein leuchtender Blick aus ihren grauen Augen ihn traf, und dann mußte sie sie plötzlich senken vor dem verstehenden tiefen und dabei fragenden Blick, der sie aus den seinen traf.

Sie zog schnell ihre Hand fort und machte sich an dem Schrank zu schaffen, während er zum Tisch trat.
(Fortsetzung folgt.)



Unwürdig deiner Gab' ist keiner, der's bedarf,
Wer ist, der — außer Gott — ihn schuldig sprechen darf?
Rüdert.

In der Gefangenenküche.

Von R. Nautily-Niebeck.

Um den mächtigen Kochkessel, aus dem die Suppendünste aufsteigen, stehen die russischen Gefangenen und sehen erwartungsvoll zu. Ein paar fächeln sich den würzigen Dampf zu, andere stehen mit den Händen in den Hosentaschen, pfeifen und können's kaum erwarten, bis ihre „Schtschi“ (Kochsuppe) fertig ist. Weils Sonntag ist, haben sie alle beim Zurückgehen des Mittagessens gehoffen. Kohl, Rüben, Kartoffeln und Wurzeln wurden geschabt und geschnitten und zusammengelegt. In einer Lücke sieht einer und schreibt mit schwefelfälliger, quetschender Feder an seinem Brief. Schreiben und Denken ist etwas sehr Ungewohntes für ihn, und er braucht dazu die Hilfe eines Kameraden. Er winkt einen an den Tisch; es ist ein echter, polstoischer Bauernjüngling, breitbrüstig, mit platter Nase, flacher Stirn und schwarzem, über Naden und Ohren rund geschnittenem Haar. Er stellt seine Hülfe nicht ansonst zur Verfügung, und erst muß ein Tauschgeschäft

zwischen ihnen ausgemacht werden. Der Briefschreiber gibt einen Schußentwurf, und der Tolstojische klopft ihm dafür ein paar Worte auf den geknitterten, schmutzigen Briefbogen.

Die Schnäpse werden jetzt gefüllt, und jeder trägt den dampfenden Topf vor seinen Platz. Der Älteste unter ihnen, mit barlossem, fahlen Gesicht, bevorzugt sich und spricht feierlich ein kurzes Tischgebet, das die übrigen nachmurmeln. . . . An den kleinen Paradeusestern stehen die Kinder aus dem Dorf. Sie wissen, daß die Russen Sonntags nach dem Essen zu singen pflegen. Es mögen ganz lustige Gesänge sein, die aber ins deutsche Ohr einen wehmütigen und traurigen Klang tragen.

Ein paar Gefangene sind auf den Rasenplatz vor der Parade getreten, einer schält aus einem Tuch den Zerrwanz und fängt zu spielen an, die anderen summen dazu. Die Kinder haben einen Kreis um sie gebildet. Als der Tolstojische Bauer aus der Tür tritt, laufen sie ihm entgegen. Ljonja soll tanzen — „Tanzen, Ljonja“, betteln sie und beleben ihre Bitte durch heftige Arm- und Beinbewegungen.

Der Russe steht brat und tappig da und schüttelt trotzig den Kopf. Da reicht ihm ein kleines Mädchen einen Apfel, den nimmt er und verspeist ihn in zwei Bissen. Eine andere Kleine schenkt ihm ein Stück Zucker. Ljonja steckt es in den Mund, aber er tanzt noch immer nicht. Ein Waise reicht ihm großmütig eine Glasbrotz, ein anderer einen Bleistiftstummel. Da freut sich der Russe und lacht, daß seine großen, gelben Zähne sichtbar werden. Er versteht seine Geschenke bedächtig am liebsten. Dann lockt er sich in Aniebunge nieder, stemmt beide Hände in die Hüften und summt ein paar Töne vor sich hin. Der Zerrwanz gibt ein paar Takte an, nach denen Ljonja zu tanzen beginnt. Er tanzt den russischen Volkstanz; immer schneller wirft er seine Beine, wilder und toller, bis ihm Schweißtropfen auf der Stirne stehen und sein Gesicht rot wie ein Hahnenkamm leuchtet und er ganz erschöpft amfällt. Die Kinder haben vergnügt zugegesehen, einige haben derbucht, Ljonjas Tanz nachzuahmen, aber sie stampfen bald an wie die Mehljäder.

In der Parade neben dem Briefschreiber sitzt ein jüngerer Mann; seine strohgelben Haare quillen unter dem Mützenrand hervor, er sitzt an seinen Schuhen ein Loch mit Wappe zu. Er ist Eile, der das Russische schlecht versteht, doch dafür etwas Deutsch. Die kleinen Mädchen sehen ihm andächtig bei seiner Schuhschere zu, dann bitten sie ihn, eine Geschichte zu erzählen. Folgsam tut er seine Arbeit unter die Decke und fängt zu erzählen an in der abgeklauten Weise der Eiten, wenn sie Deutsch sprechen: „Ist gekrochen aus Ei von Wirtshaus ein Mägdlein, hat gewachsen an Kopf sonnenstrahlen Haar, ist geworden — frecklich schön — ist gekommen in Wald mit Bäume vieles, ist gekommen aus ein Baumstumpf ein Mägdlein klein, abseits, mit ganz hohem Auswuchs auf sein Rücken und Rosen — oh so lang, länger als ein Tag — hat gesprochen — gefällt mich sehr — schönes Mägdlein, sollst sein mein Frau. Hat Mägdlein geküßt Kopf und Gesicht und gesprochen — ich bin Königsfräulein und bist du ein böser Teufel. Hat Mägdlein gerollt frecklich sein Auge und hat mit Rosen lang gewillt aufstehen die Mägdlein. Ist gefallen aus Ast vom Baum Ei und hat getroffen manigfalt das böse Mägdlein, ist gesprungen aus Ei ein fön groß Königssohn, hat genommen das Mägdlein zu seine liebe Frau . . .“

Es ist ein Stückchen aus der poesiereichen estnischen Volksfagenwelt, was der Mann hier den Kindern erzählt. Auch der Briefschreiber hat gelauscht, aber sein stumpfer Gesichtsausdruck verrät, daß er weder Wort noch Sinn verstanden hat.

Eines der Kinder will beim Fortgehen dem Erzähler einen Apfel schenken. Der Eile schlägt ihn aber höflich aus. Der Briefschreiber mustert seinen Brief von allen Seiten und ist offenbar nicht sehr zufrieden mit seinem Schreibkünstler. Mißlautig stößt er die Feder in die Tischplatte, daß sie sich knallt, dann wirft er sich auf die Bank, um zu schlafen. (Zens. Wn.)



Aus der Kriegszeit.

Das Soldatenheim in Feindesland. Vom Balkan-Kriegsschauplatz wird uns geschrieben: In deutschen Garnisonstädten sind die Soldatenheime eine schon seit langem von unseren Marsjüngern aller Gattungen hoch geschätzte Einrichtung. Im Soldatenheim konnte der Rekrut nach dem

schweren Dienst und einem billigen Lohn eine gemütliche Feierabendstunde genießen, wie sie ihm in dieser Weise das Kasernenzimmer mit seiner herben Nüchternheit nicht zu verschaffen vermochte. Haben sich die Soldatenheime schon in Friedenszeiten als ein vortreffliches Mittel erwiesen, Geist und Gemüt des jungen Vaterlandsverteidigers in dem notwendigen rauhen und strengen Kasernenleben nicht verkümmern zu lassen, so ist der Segen, der von den während des blutigen aller Kriege in Feindesland errichteten deutschen Soldatenheimen ausgeht, kaum ermessen. Kein äußerlich freilich unterscheiden sich die im Kriegsgebiet befindlichen Soldatenheime von denen in der Heimat meist durch schlichte Einfachheit. Hier auf dem halbzivilisierten Balkan insbesondere steht gewöhnlich nur spärliches und höchst primitives Material für die Errichtung eines derartigen Heimes zur Verfügung. Aber gerade die Überwindung solcher Schwierigkeiten läßt hernach Freude und Genugtuung an dem gelungenen Werke doppelt tief empfinden. So wurde vor kurzem in dem kleinen südbosnischen Städtchen S . . . ein Soldatenheim eingerichtet, das ein herabder Zeuge der so oft bewährten Kunst der Deutschen ist, mit bescheidensten Mitteln Vollwertiges, ja Wassergrüttes zu schaffen. Inmitten der eng und wincklig bebauten Stadt, die als Stuppenort einige Bedeutung genießt und somit stets Militär aller Art in ihren Mauern birgt, liegt ein unscheinbares, von seinen Bewohnern verlassen und teilweise zerstörtes Haus, über dessen Eingang man groß und sauber gemalt die Inschrift liest: „Deutsches Soldatenheim.“ Neben der Tür sind Bekanntmachungen und Verfügungen der Militärbehörde, sowie vor allem die stets von Mißbegierigen verlagerten neuesten Funktsprüche über die Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen angeschlagen. Eine altersschwache, hölzerne Treppe, der von unseren wackeren Handwerkern im Kriegskleide erst das Rückgrat erheblich gestärkt werden mußte, ehe man es wagen durfte, sie dem Gestampel schwerer Kommissgeschosse auszuweichen, geleitet den Besucher des Heims in das Obergeschoß, wo zwei ineinandergeschobene Tische immer der schönen Sache dienlich gemacht wurden. Sie bilden den Unterhaltungs- und Leseraum. Zur Ausstattung müssen Bänke und Stühle gezeichnet werden, und da auch der Tisch in diesen Räumen ein so gut wie unbekanntes Möbel ist, so wurden einige alte Krsten und Kasten zweckentsprechend bearbeitet und durch weiches, grünes Tuch ihrer Unansehnlichkeit beraubt. Der mitternachtsen Nachtzeit des gartenlosen Heisertrahmens ist man mit Hilfe einer hübsch gerasteten schwarz-weiß-roten Flagge wirkungsvoll zu Leide gegangen. Eine überraschend große Anzahl deutscher Zeichnungen und Zeitungsblätter — zum Teil Stifungen opferwilliger Betrüger — hängen zur unentgeltlichen Lektüre aus. Auch eine Bibliothek ist vorhanden, aus welcher der allezeit wachen Befehlshaber entlehnende deutsche Soldat manches gute Buch entlehnen kann. Tagein, tagaus weiß das Soldatenheim so starken Besuch auf, daß die Räume nicht selten zu klein werden. Dies pflegt natürlich dann der Fall zu sein, wenn unterhaltene oder befehlende Vorträge angekündigt sind, die von Zeit zu Zeit von beruflichen Persönlichkeiten gehalten werden. Und daß bei alledem der Magen nicht zu kurz komme, ist dem Heim eine der höchsten eines Unteroffiziers unterstellte Küche angegliedert, die für wenige Heller guten Tee und Kaffee ausgibt und diese Erfrischungen in ihrem „patentierten Spezial-Mah“ verabreicht, d. h. in prohen, blickbaren Weißblechbechern, die, bevor sie als Trinkgefäße ins Soldatenheim wanderten, ihre Mission erfüllten als — Armeekonserverbüchsen. (Zens. Wn.)

Zahnpflege und Kriegsdienst. In den Berichten über die Rekrutierung in England lehnte immer die Frage wieder über die vielen Rekruten, die wegen des schlechten Zustandes ihrer Zähne zurückgewiesen und aus dem Militärdienst entlassen werden mußten. Tatsächlich spielt der Zustand der Zähne in der Beurteilung der Dienstfähigkeit eine wichtige Rolle. Der Soldat, dessen Zähne so schlecht sind, daß er die im Felde gebotene Nahrung nicht ohne Schwierigkeiten verdauen kann, ist oft viel schlimmer daran, als z. B. Kurzschichtige oder Schwerhörige. Die vielen Magenkrankheiten, die besonders in der englischen Armee ausbrachen, sind meist auf Zahnbefälle zurückzuführen. Von diesem medizinisch und auch rein praktisch erfahrungsgemäß gewährleisteten Standpunkt ausgehend, erörtert der Amerikaner Professor William H. Porter von der Harvard-Universität die Wichtigkeit der Zahnpflege im Weltkriege. Wie der amerikanische Sachverständige in „The Harvard Graduates' Magazine“ ausführt, sollte

die zahnärztliche Behandlung und Überwachung der Soldaten lange Zeit vor ihrer Entsendung an die Front einsehen. Wo diese Tätigkeit bereits im Frieden langjährig durchgeführt wurde, konnte man auch tatsächlich höchst wertvolle Ergebnisse feststellen. „Unter den am Weltkrieg beteiligten Nationen“, heißt es in der interessanten Untersuchung, „hat Deutschland seit jeher der Zahnpflege im Heere die größte systematische Aufmerksamkeit geschenkt. Die deutsche Heeresleitung hatte schon vor 15 Jahren die Erkenntnis, daß der Zustand der Zähne die Leistungsfähigkeit des Soldaten stark beeinflusst. Daraus organisierte man die Zahnpflege auf das Beste, indem sogar für die Schulen besondere Zahnkliniken eingeführt wurden. Dies ist einer der wesentlichen Gründe, warum die Deutschen heute so außerordentlich leistungsfähig sind. In einem Land aber, in dem die Armee sich aus Freiwilligen zusammensetzt, wie in England, ist es unmöglich, die Zahnpflege der Armee so durchzuführen, wie in einem Staat mit allgemeiner Wehrpflicht. Schreiber dieser Zeilen hatte selbst Gelegenheit, sich bei einem mehrmonatigen Besuch in England vor Ausbruch des Krieges persönlich von dem schlechten Zustand der Zähne im englischen Heere zu überzeugen. Es war klar, daß eine große Anzahl dieser Leute nicht die Kost im Felde tragen konnte und daher aus der Feuerlinie zurückgeschickt werden mußte. Daß dies auch tatsächlich eintrat, wurde mir späterhin von einem englischen Militärarzt in Frankreich bestätigt. Dazu kommt, daß der zahnärztliche Dienst in der englischen Armee bei Kriegsausbruch überhaupt noch nicht organisiert war, sondern erst im Verlaufe von Monaten langsam und nur unvollkommen eingerichtet wurde. Sehr wichtig ist eine solche Organisation auch bei Behandlung bestimmter Verwundungen. Hier sind besonders Kopfschüsse gemeint, die den Ober- oder Unterkiefer in Mitleidenenschaft gezogen haben. Gerade in dem gegenwärtigen Kriege sind solche Verletzungen ziemlich häufig, da beim Stellungskampf der Kopf den feindlichen Geschossen mehr ausgesetzt ist als der Körper. Bei Kieferverletzungen ist die Mitarbeit des Zahnarztes von höchster Wichtigkeit. Auch in diesen Fällen ist in Deutschland aus den angeführten Gründen viel besser als in England, überhaupt besser als bei den anderen Kriegführenden gesorgt worden.“

Der Theaterwagen in London. Die in London herrschende Automobilroschiererei hat eine neue und höchst merkwürdige Erscheinung gezeitigt — nämlich den Theaterwagen. Infolge der großen Ausdehnung des Londoner Stadtgebietes macht der geringste Mangel an Verkehrsmitteln sich dort stärker fühlbar als in anderen Städten. Da aber die Einschränkung des Autoverkehrs wegen des Wagenverbrauches an der Front und der Teuerung der Brennstoffe an sich schon bedauernd ist, wurde ein Zustand geschaffen, der bei den zweiten Entfernungen höchst hinderlich ist und durch die feierliche Stille, deren die umschwärzten Droschkenschauflure sich befleißigen, nicht gerade angenehmer gestaltet wird. Die Kraftwagenführer erfinden die verschiedensten Tricks, um die Vorschriften der Tage zu umgehen, und da ihre Einnahmen ein Vielfaches derer zur Friedenszeit betragen, führen sie überdies nur dann, wenn es ihnen beliebt. Um nun diesen Unannehmlichkeiten wenigstens zur Zeit des Theaterbesuches ein wenig abzuhelfen, ist der Direktor des Londoner Kingsway-Theaters auf einen höchst originellen Einfall gekommen. Dieser geschäftstüchtige Mann gibt nämlich im „Daily Chronicle“ bekannt, daß er den Käufern einer Loge auf seine Kosten ein Automobil zur Verfügung stelle, das die Besucher zur betreffenden Vorstellung fährt. Man braucht also nur beim Kauf der Billets anzugeben, wann und wo man abgeholt zu werden wünscht, und zur bestimmten Zeit wartet das Theaterauto vor der Tür. Diese Einrichtung, die von höchster Menschereundlichkeit und Liebeshörigkeit diktiert zu sein scheint, ist in Wirklichkeit nichts weiter als eine geübte Masche. Die Londoner Theater verkaufen nicht — wie dies bei uns der Fall ist — einzelne Logenplätze, sondern nur ganze Logen für vier Personen. Und da der Preis dieser Logen außerordentlich hoch ist, macht der Direktor selbst bei Bezahlung der Autokosten ein gutes Geschäft, indem er die sonst leeren Plätze auf diesem Umweg an den Mann bringt.

Eine Gesangsstunde bei den englischen Soldaten. Wie so vieles beim deutschen „Militarismus“, auf das sie schimpfen und das sie so gern selbst haben möchten, läßt die Engländer der so häufig bewunderte Gesang unserer Soldaten nicht schlafen. Nun soll und muß Kommando, dieser unmusikalische Sohn eines unmusikalischen Volkes,

das Singen lernen, wie wenn darin hauptsächlich das Geheimnis unserer Erfolge läge. Ein englischer Gesangsprofessor Dr. Walford Davies hat in Aldershot regelmäßige Übungen für Soldatenchöre eingerichtet, und in der „Times“ wird uns ein unfreiwillig komisches Bild von einer solchen Gesangsstunde entworfen. „Wer einer solchen Stunde beigewohnt hat, in der auch der Unmusikalischste etwas lernen muß, der nimmt den Eindruck mit sich fort, daß der, der die Soldaten singen lehrt, in einem ganz unermeßlichen Grade ihnen Mut, Tapferkeit und gute Stimmung einflößt. ½6 Uhr ist die festgesetzte Stunde, und schon einige Zeit vorher versammeln sich verschiedene Gruppen von Soldaten vor der Halle in der Dunkelheit, wie Kinder vor der Schule zu einer Lieblingsstunde. Zögernd treten ein paar ein, dann folgen die andern rasch nach, und jetzt sind etwa 200 in dem großen Raum. Squadern drängen sie sich in die Ecken, bis Dr. Davies erscheint in Begleitung von drei geachteten Sängern seines eigenen Chors. „Ihr Jungen seid aber auch zu bescheiden“, ruft er frohlich. „Hierher die Tenore, dorthin die Baritone und dort die Bassen!“ Und nun prommen die einzelnen Truppengattungen durcheinander, um sich nach der der höheren Einheit der Stimmen zu gruppieren. „Immer ein bißchen Disziplin und Precipitum muß auch dabei sein“, ruft der Gesangsprofessor eifrig, und das erste, was er die Soldaten singen läßt, ist „Hurra!“ „Und die Tenore, dann die Baritone, dann die Bassen! Voss!“ Und ein ebenso mitsingendes wie schwaches Hurra ist der Erfolg seiner Bemühungen. Die drei Sänger, die er neben sich auf das Podium gestellt hat, singen nun ihrerseits ein richtiges musikalisches „Hurra“ vor und machen einen ganz großartigen Darm. „Seht ihr“, sagt Dr. Davies zu den Soldaten, „auf die drei Jungen bin ich stolz!“ „Versucht mal, noch lauter zu singen wie sie“, und nun versucht jeder sein Hurra heraus, als wenn das Leben davon abhänge. „Das klingt doch noch was“, meint der Professor befriedigt. „Jetzt werden wir gleich einen vortrefflichen Chor haben.“ Und damit geht er zu schwächeren Tönen über. Er hat drei Wäcker, eins mit den bekanntesten Kirchenliedern, eins mit alten und neuen Volksliedern — die meisten entzugend altmodisch und verstaubt — und eins mit Soldatenliedern, und eins wird nach dem andern vorgelesen. Erst die Kirchenlieder; man singt sehr langsam und mürrisch, und der Lehrer meint etwas unwillig: „Sie wurden? Wie geht's demer kleinen Freundin?“ doch auch nicht so jung? Lebhafter, schneller!“ Er entwirft einem Offizier seinen Stolz und benimmt ihn als Latsch. Nun geht's schon etwas besser. Dann wird ein Volkslied vorgelesen: „Die alten Leute zu Hause“. Erst singen die Soldaten allein, dann unter Leitung des Lehrers mit Hilfe der drei geachteten Choristen.“ Wir dürfen annehmen, daß sich die rechte Begeisterung wohl erst bei den „Soldatenliedern“ eingestellt hat, die ja in England nichts anderes als gewöhnliche Gassenhauer sind. Nicht umsonst ist das Varietelied vom „Langen, langen Weg nach Tipperary“ die englische Nationalhymne in diesem Weltkrieg geworden!

Ein antikes Holzbein. Daß die Krücke schon im Altertum als orthopädisches Hilfsmittel Verwendung gefunden hat, ist längst an verschiedenen Kunstwerken aus jener Zeit nachgewiesen worden. Als ältester Zeuge gilt ein im Dresdener Albertinum befindliches Kalksteinrelief aus einer Grabkammer des Pyramidenfeldes bei Gizeh, das dem Jahre 2500 v. Chr. entstammt. Aber auch der künstliche Gliederersatz war den Ägyptern bekannt, wie sich vor einigen Jahren bei der Öffnung eines antiken Grabes auf Capua in Italien ergeben hat. Nach der amerikanischen Zeitschrift „Popular Science Monthly“ fand man darin das Skelett eines Menschen und eine Anzahl von Gegenständen, die ihm bei Lebzeiten zum Gebrauch gedient hatten. Darunter befand sich auch ein künstliches Bein, über dessen Benutzung seitens des Toten ein Zweifel um so weniger aufkommen konnte, als am Skelett ein Bein fehlte. Es erwies sich als ein gutgearbeiteter Mechanismus, zu dessen Herstellung Bronze, Holz und Eisen verwendet worden waren. Aus einigen in dem Grabe aufgefundenen Gefäßen ließ sich das Zeitalter bestimmen, in welchem der Besitzer des Holzbeines sich seiner bedient haben mochte. Sie gehörten einer Epoche an, die etwa drei Jahrhunderte v. Chr. ihren Abschluß fand. Bedenkt man, daß nunmehr für diese frühe Zeit das Vorkommen von sehr vorgeschrittenen Formen künstlicher Gliedmaßen bezeugt ist, so lassen sich sehr interessante Schlüsse auf das Alter der Gefühlsbildung selbst ziehen. Denn offenbar liegt eine lange Entwicklungsperiode zwischen den ersten unbeholfenen Versuchen zur Anfertigung eines Ersatzbeines und der kunstvollen Verarbeitung von Holz und zwei verschiedenen Metallen zu diesem wohlgefügten Exemplar, welches inzwischen im Museum des Royal College of Surgeons zu London Aufnahme gefunden hat.